Predigt zum Sonntag Judika

(13. März 2016 - St. Michael Wolfratshausen)

Ihr wisst, die als Herrscher gelten, halten ihre Völker nieder, und ihre Mächtigen tun ihnen Gewalt an. So, liebe Gemeinde, heißt es in unserem heutigen Evangelium [Mk 10,35-45]. Damals bezog sich das auf Könige und Diktatoren, denen ihre Untertanen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert waren. Heute leben wir zwar in einer Demokratie, in der laut Verfassung „alle Macht vom Volke ausgeht", aber auch in unserer Gesellschaft gewinnt dieses Wort neue Aktualität. Denn wir müssen beobachten, dass auch die demokratisch legitimierten Regierungen weltweit unter dem Druck der finanziell Mächtigen stehen, dass sie immer mehr abhängig sind von den international agierenden Investoren und Fondsmanagern, dass wirtschaftlich schwache Staaten und selbst der Euro schon durch Spekulanten gefährdet sind. Die Folge ist, dass ein Großteil der politischen Entscheidungen gleichsam in vorauseilendem Gehorsam den Investoren entgegenkommt, um ihnen günstige Gewinnaussichten zu sichern. Die Schere öffnet sich immer weiter zwischen den Superreichen, die durch ihre Zinseinnahmen immer reicher werden, und den Anderen, die gleich ob sie arbeiten oder nicht, durch die wachsenden Staatsschulden immer mehr von ihnen abhängig werden. Wenn dann noch Politiker das große Wort führen, die selbst von der Gerechtigkeit einer solchen Entwicklung überzeugt sind, weil ihre neoliberale Ideologie davon ausgeht, dass der Sieg der Starken über die Schwachen der richtige Weg zur Weiterentwicklung der menschlichen Gesellschaft ist, dann – liebe Gemeinde – tut uns ein Text wie das heutige Evangelium gut, weil es uns ganz klar ein anderes Bild von Gemeinschaft vor Augen stellt: *Ihr wisst, die als Herrscher gelten, halten ihre Völker nieder, und ihre Mächtigen tun ihnen Gewalt an. Aber so ist es unter euch nicht; sondern wer groß sein will unter euch, der soll euer Diener sein; und wer unter euch der Erste sein will, der soll aller Knecht sein.*

Für uns Christen darf nicht entscheidend sein, wer am meisten Macht hat und es am besten versteht, sie zu sichern, in dem er sich gegen die anderen durchsetzt. Sondern was zählt, ist Dienst am anderen und gegenseitige Hingabe. Nicht der Besitz von Macht und Reichtum ist wichtig, sondern ob wir unsere Möglichkeiten, also unsere Macht füreinander einsetzen, wie es uns Jesus vorgelebt hat. Freilich: Die Geschichte der Menschheit, auch die Kirchengeschichte, lehrt, dass dieses Wertesystem auch mit hohem moralischen Druck nicht durchsetzbar ist. Allenfalls führt solcher Moralismus dazu, dass Menschen ihre Machtgelüste unter dem Mantel der Frömmigkeit verstecken und dann desto unkontrollierter ausspielen. – Es gibt nur eine echte Begründung für ein Verhalten nach Jesu Vorbild, für den Perspektivenwechsel, zu dem Jesus uns einlädt. Diese Begründung zeigt uns der heutige Predigttext aus dem Hebräerbrief [Hebr 13,12-14]:

Jesus hat, damit er das Volk heilige durch sein eigenes Blut, gelitten draußen vor dem Tor. So lasst uns nun zu ihm hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen. Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.

Wie im Evangelium geht es auch in diesem knappen Text darum, Jesus nachzufolgen und sich zu erniedrigen, also *seine Schmach zu tragen*. Doch dann folgt ein Vers, der diese Aufforderung begründet: *Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.* Wenn hier von einer Stadt die Rede ist, dann ist das – in der damaligen Welt noch mehr als heute – ein Bild für Beständigkeit und Festigkeit, für Schutz und Sicherheit, für alles, worauf wir uns verlassen können. Und wie Jesus für sein Leiden und seinen Kreuzestod die Stadt verlassen musste, also für uns alles (im wörtlichen und übertragenen Sinn) aufgeben musste, so sollen auch wir *zu ihm hinausgehen*, also hinter uns lassen, worauf wir uns bisher verlassen haben.

Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir. Mit anderen Worten: Alles, worauf wir hier bauen, ist vergänglich; unser Halt und unsere Hoffnung liegen wo anders. Auch der Hebräerbrief lässt uns den Blickwinkel wechseln; er zeigt uns unser Leben vor der Perspektive der Ewigkeit. Nicht unter dem Druck moralischer Forderungen sollen wir den Weg Jesu mitgehen, sondern aus purer Einsicht sollen

wir uns dem zuwenden, was auch *zukünftig*, auch ewig Bestand hat. *So lasst uns nun zu ihm hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen.* – Der Maßstab, den der Hebräerbrief anlegt, öffnet uns die Augen: Macht und Gewalt, Reichtum und Luxusleben, Schönheit und Eros, alles was wir haben und behalten wollen, selbst unsere Gesundheit und unser Leben, sind vergänglich und nur von kurzer Dauer. Auch Ansehen und Einfluss, Ämter, Privilegien und Ehre haben aus der Perspektive der Ewigkeit keine Bedeutung.

Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir. Doch wo finden wir diese *zukünftige Stadt*, die wir *suchen?* Hören wir noch einmal auf unser Evangelium: *Wer groß sein will unter euch, der soll euer Diener sein; und wer unter euch der Erste sein will, der soll aller Knecht sein.* Jesus ruft uns zu Dienst und Knechtschaft zugunsten der anderen – nicht im Sinne neuer Unterdrückung mit umgekehrtem Vorzeichen, sondern wie im Gleichnis vom barmherzigen Samariter: als Hilfe und Unterstützung derer, die uns brauchen, als selbstlosen Einsatz füreinander. *Tu das, so wirst du leben!* [Lk 10,28]
Darum geht es: Wir müssen unsere Macht und unsere Möglichkeiten für andere einsetzen, statt nur immer mehr Macht zu sammeln. Anschaulicher und lebensnäher wird das in puncto Geld: Geld ist ja nichts anderes als Macht in einer Form, die man zählen, sparen und tauschen kann. Auch Geld verfehlt seinen Sinn, wenn wir es nur noch als Selbstzweck sammeln und vermehren, statt es sinnvoll einzusetzen. *Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.*

Besonders einfältig und widersinnig ist unter diesem Blickwinkel die verbreitete Vorstellung, dass Geld, das wir „übrig haben", also nicht für das Lebensnotwendige brauchen, beinahe automatisch für irgendwelchen Luxus, jedenfalls aber nur zum eigenen Wohlbefinden gedacht sei. Auch die angesichts hoher Spitzeneinkommen – bescheiden gemeinte – Frage „Was tät ich denn mit so viel Geld?" zeigt, wie schnell wir ganz automatisch Geld und Luxus gleichsetzen, statt über die Möglichkeiten nachzudenken, wie viel Hilfe wir mit ernsthaftem Einsatz unseres Überflusses leisten könnten. Sinnvolle Möglichkeiten fänden wir mehr als genug: für Arbeitslosenprojekte wie „1+1", für die Resozialisierung von Obdachlosen, etwa durch die Projekte der Münchner Straßenzeitung BISS, für die Kinder im Schulprojekt „Abrahams Zelt" unserer Partnergemeinde Beit Jala, oder für die Inselhaus Kinder- und Jugendhilfe, für die Frühjahrssammlung der Diakonie oder für die Flüchtlingshilfe.

Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir. Was macht es uns so schwer, den Perspektivenwechsel des Glaubens in die Tat umzusetzen? Warum hängen wir (wie die Jünger Jesu damals) so an den falschen Maßstäben von Macht und Reichtum? Der Grund sind unsere täglichen Erfahrungen: Wir wissen und erleben, *die als Herrscher gelten, halten ihre Völker nieder, und ihre Mächtigen tun ihnen Gewalt an.* Wir leben noch nicht in der *zukünftigen Stadt*, von der der Hebräerbrief spricht, sondern sind geprägt von den Umgangsformen und Machtansprüchen unserer Lebenswelt. Täglich hören wir von Krieg und Gewalt, von Reichen und Superreichen und wie sie ihr Geld vermehren; unsere Gesellschaft ordnet sich durch Statussymbole und Machtansprüche; wir selbst werden beurteilt nach unserem Erfolg und unserem Wohlstand und lernen, andere danach zu beurteilen. *Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.* Um das über all dem Machtgetöse und den Scheinerfolgen unserer Welt nicht aus den Augen zu verlieren, brauchen wir Freiräume und Auszeiten. Kirche und Gottesdienst sollen solche Räume und Zeiten sein, die uns zur Ruhe und zur Besinnung kommen lassen. Wir brauchen Erfahrungen einer Gemeinschaft, die anders funktioniert, die nicht nur von Egoismus, Gewalt und Unterdrückung beherrscht wird. Christliche Gemeinde soll eine solche Gemeinschaft sein – trotz aller Fehler und Rückfälle, wie sie schon bei Jesu Jüngern und seitdem immer wieder vorkommen. Vor allem aber brauchen wir das Vorbild und den Zuspruch Jesu Christi, der uns erinnert: *Aber so ist es unter euch nicht; sondern wer groß sein will unter euch, der soll euer Diener sein; und wer unter euch der Erste sein will, der soll aller Knecht sein. Denn auch der Menschensohn ist nicht gekommen, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und sein Leben gebe als Lösegeld für viele.* AMEN